

Wolf-Hagen Krauth

Am Rande

Tagungsbeobachtungen

Tagtäglich werden in den zahllosen Laboren und Büros wissenschaftlicher Einrichtungen in aller Welt Erkenntnisse produziert. Anschließend wird der für beachtenswert gehaltene und ökonomisch nicht verwertbare Teil in Büchern und Zeitschriften veröffentlicht. Nur was gedruckt ist oder wenigstens als Datei auf einem im Web allgemein zugänglichen Preprint-Server liegt, kann Anspruch darauf erheben, als Beitrag zur Wissenschaft zu gelten. Was aus diesen öffentlich und systemweit mitgeteilten wissenschaftlichen Informationen wird, entscheidet sich in der Kommunikation der Fachgemeinschaften. Viel Gedrucktes überwindet diese Schwelle nicht: kein Zitat, nirgendwo! Anderes findet in den Arbeiten der globalen oder zumindest nationalen Community Beachtung und hat Teil an der Evolution des Wissenschaftssystems. Am Druck jedenfalls führt in der Wissenschaft nichts vorbei – ›publish or perish!‹

Freilich wird im wissenschaftlichen Alltag nicht bloß füreinander geschrieben, sondern auch viel miteinander gesprochen und mündlich mitgeteilt. Die Terminkalender des Forschungspersonals sind randvoll mit Tagungs-, Konferenz-, Symposiums-, Kongress- und Workshop-Terminen. Vor dem Hintergrund des Druckimperativs ist dies erstaunlich.

Dies sehen auch erfahrene Organisatoren so und stellen sich darauf ein. Zuerst einmal gilt es, Anfängerfehler zu vermeiden.

»Ich weiß, daß Du von der Beteiligung enttäuscht warst, Philip, aber seien wir doch mal ehrlich. Was kannst Du erwarten, wenn Du die Leute in Besenkammern steckst und ihnen Mensafraß vorsetzt? Essen und Unterkunft sind bei einer Tagung das Wichtigste. Wenn die Leute damit zufrieden sind, erzeugen sie geistige Anregung. Sonst stellen sie sich in den Schmollwinkel und motzen und schwänzen die Vorträge.« (Lodge, S. 84)

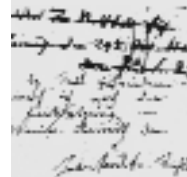
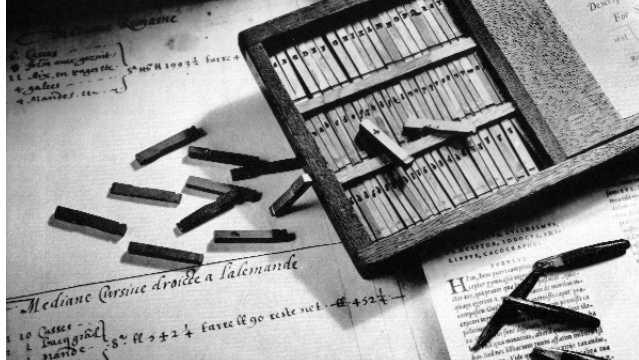
Im zweiten Schritt müssen Bedingungen hergestellt werden, die dem wissenschaftlichen Geist Flügel verleihen.

Inzwischen ist es Mitte August, und Morris Zapps Jerusalemer Tagung über die Zukunft der Literaturkritik ist in vollem Gange. Fast alle Beteiligten sind sich darüber einig, daß es die gelungenste Tagung ist, die sie je erlebt haben. Morris sonnt sich in Selbstzufriedenheit. Sein Erfolgsrezept ist denkbar simpel. Das offizielle Programm ist auf das absolute Minimum zusammengestrichen worden. Täglich wird nur ein Beitrag vom Verfasser persönlich vorgetragen. Alle anderen Vorträge werden als Fotokopien verteilt, und der Rest des Tages ist frei für »zwanglose Diskussion« jener Probleme, die in den Schriftstücken angesprochen werden – oder mit anderen Worten frei fürs Schwimmen und Sonnenbaden am Pool des Hilton, für Besichtigungen in der Altstadt, den Einkaufsbummel im Bazar, Essen in einheimischen Spezialitätenrestaurants und Exkursionen nach Jericho, ins Jordantal und nach Galiläa.

Den israelischen Wissenschaftlern, einer hochprofessionellen und heftig untereinander rivalisierenden Clique, paßt diese Einteilung nicht so recht, sie haben sich darauf gefreut, einander vor brillantem internationalem Publikum zu attackieren [...]. (Lodge, S. 361f.)

Geeignete Veranstaltungsorte und weitere Ingredienzien vorausgesetzt, ist die Teilnahme an Tagungen offenkundig hoch attraktiv. Da allerdings unterstellt werden darf, dass staatliche wie private Zuwendungsgeber dauerhaft weder am Wohlleben noch am Ausagieren der Streitlust Einzelner interessiert sind, ist die Antwort noch unvollständig. Reiz allein genügt nicht.

»Wenn Wissenschaftler Anregungen austauschen wollen, brauchen sie nicht mehr im gleichen Haus zu arbeiten. Sie rufen sich an oder treffen sich zu internationalen Tagungen. [...] Hauptsache, Sie haben Zugang zu einem Telefon, einem



Kopierer und einem Tagungsfonds, dann sind Sie an die einzige Hochschule angeschlossen, auf die's wirklich ankommt – den globalen Campus.» (Lodge, S. 60)

Globalisierung und Anregung also, als Faktum und Wert? Die relevanten Kolleginnen und Kollegen sind weit verstreut. Die Netze müssen durch Mails und Ferngespräche geknüpft und aufrechterhalten werden. Am Ort: keiner! Und um Erkenntnisse geht es jedenfalls nicht primär, »Anregungen« werden gesucht. Man kann diese Auskunft als Motiv der Einzelnen akzeptieren und wird als Soziologe gleichwohl zweifeln, dass dies schon die ganze Wahrheit ist, wenn sich große Mengen fleißiger Erkenntnisproduzenten an weit entfernte Orte aufmachen, um sich zu treffen.

Bereits das unbewaffnete Laienauge kann erkennen, dass bei einer Tagung keine bilateralen Gesprächsbeziehungen gepflegt werden, sondern sich herausbildet, was Thomas Kuhn die »wissenschaftliche Gemeinschaft« genannt hat: die Vorstellung, Befestigung und Erneuerung des anerkannten theoretischen, methodischen und normativen Instrumentariums. Sie geben Hinweise auf die Bedeutung unterschiedlicher Themen und signalisieren so, in welche Richtungen die wissenschaftliche Gemeinschaft die Erkenntnisproduktion vorantreiben wird.

»Worüber war denn der Vortrag?« fragte Angelica.

»Eigentlich über Chaucers Metrik, aber bei der Diskussion ging es hauptsächlich um Strukturalismus.« (Lodge, S. 24)

Eine solche unter anwesenden Disziplinvertretern implizit oder explizit entstehende Vergewisserung ist gerade für die Wissenschaft von großer Bedeutung, da sie im Forschungsalltag Abweichung fordert und prämiert. Aber eben nicht jede. Was fruchtbar und reputationsträchtig ist, ergibt sich aus den Diskussionen. In ihnen erfahren die Teilnehmer etwas über die Anschlussfähigkeit ihrer zukünftigen Neuerungsabsichten und -werke. Und wer überhaupt nicht eingeladen wird, mag daran ablesen, dass seine thematische Präferenz, sein Theorie- bzw. sein Methodengebrauch zu sehr abweichen, um noch als Beitrag zum stetigen Fortgang des wissenschaftlichen Wissens erkannt und anerkannt zu werden.

Mit dieser kognitiven und normativen Integrationswirkung tragen Tagungen gleichzeitig zur Urteilsbildung über die Leistungsfähigkeit des wissenschaftlichen Personals bei.

Morris schießt umgehend zurück mit der Frage, ob Arthur Kingfisher sich nicht vielleicht entschließen könne, zu der Jerusalemer Tagung über die Zukunft der Kritik zu kommen. Wenn er Arthur Kingfisher nur mal eine Woche für sich hat, glaubt Morris, wird er den alten Knaben durch Schmeicheln, Schöntun und Um-den-Bart-Gehen bald so weit haben, daß er von seinen, Morris Zapps, unvergleichlichen Qualifikationen für den UNESCO-Lehrstuhl überzeugt ist. Er verwendet den ganzen Tag auf die Komposition dieses Briefes, betont die Exklusivität der Tagung – eine kleine Gruppe ausgewählter Wissenschaftler, eigentlich weniger eine Tagung als ein Symposium –, verweilt des längeren bei den Vorzügen des Jerusalem Hilton als Tagungsort, spielt diskret auf Arthur Kingfishers halbjüdische Herkunft an und weist auf die zahlreichen für die Teilnehmer organisierten fakultativen Exkursionen hin. [...] Als letztes Lockmittel deutet er an, die Tagungsleitung würde möglicherweise für die Transatlantikstrecke einen Concorde-Flug bezahlen. (Lodge, S. 303f.)

Wahrscheinlich werden heutzutage, da Personalbeurteilungen über Kennziffern zu Furcht erregender Perfektion getrieben worden sind, Stellen primär mit Rücksicht auf den aus Gedrucktem ableitbaren Impactfaktor besetzt, also mit Autoren. In engen Wettbewerbssituationen bietet die Erinnerung an das Tagungserleben allerdings eine hochwillkommene zusätzliche Orientierung.

Eine Tagung macht aus Autoren Personen. Wo Text war, ist nun eine mehrdimensionale Collage von personalen Zuschreibungen und Erwartungen. Wer eine Stelle besetzt, übernimmt ein hohes Risiko. Eingesessene und Neulinge müssen am Ort dauerhaft und konfliktfrei nebeneinander arbeiten. In Zeiten von Geldknappheit mag man zur Führung eines gemeinsamen Sekretariates gezwungen sein, was Reibungsflächen und Small-Talk-Erfordernisse in die Höhe treibt. Schließlich ist in professions- oder organisationspolitischen Kontexten eine Zusammenarbeit oft wünschenswert. Wer mit so vielen offenen Rechnungen konfrontiert ist, sollte die Verbreiterung der Urteilsbasis schätzen, die Personenkenntnis bietet. Bei Tagungen ist jeder Teilnehmer einer Dauerbeobachtung durch alle anderen ausgesetzt – vom Frühstücksgespräch über den Vortrags- und Diskussionsstil, die Präsenz in Randgesprächen bis hin zum Geselligkeitsverhalten während des Abends. Und auch wer schweigt oder sich entzieht, wird dabei beobachtet. Die Erinnerung daran kann später einmal für oder gegen ihn



sprechen. Und der allfällige Klatsch fügt dem Bild weitere Facetten hinzu.

»Ja wissen Sie, vor etwa zehn Jahren sind die beiden für unseren Austausch mit Euphoria in den Staaten vorgeschlagen worden. Zapp kam ein halbes Jahr zu uns, und Swallow ging an die Euphoric State. Man munkelte, daß Zapp ein Verhältnis mit Hilary Swallow und Swallow eins mit Mrs. Zapp hatte.« [...]

»Und dann hat Philip Swallow den Lehrstuhl bekommen?« fragte Persse.

»Nein, nein, da noch nicht. Dann hatten wir Dalton, der kam aus Oxford. Bis vor drei Jahren. Er ist bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen. Danach haben sie dann Swallow ernannt. Manche hätten wohl lieber mich auf dem Posten gesehen, aber ich werde allmählich zu alt für so was.« [...]

»Eins muß ich ja sagen«, fing Sutcliffe noch einmal an. »Hätten sie mich genommen, hätten sie einen Chef gehabt, der gewußt hätte, wohin er gehört, und nicht ständig in der Weltgeschichte herumgondelt.«

»Professor Swallow reist demnach viel?«

»In letzter Zeit ist er mehr unterwegs als in Rummidge.« (Lodge, S. 32f.)

Aus soziologischem Blickwinkel betrachtet, sind Tagungen Interaktionssysteme: Anwesenheit bildet das Kristallisationsmerkmal dieses Sozialtypus. Zwei wichtige Effekte sind bereits erkennbar geworden. Zum einen die mit der Anwesenheit einhergehende zeitliche Begrenzung des kommunikativen Geschehens; anders als die Wissenschaft ist auch die längste Diskussion einmal zu Ende, und darauf müssen sich alle Teilnehmer von Anfang an einstellen. Zum anderen die Bedeutung der Wahrnehmung. In Interaktionssystemen nehmen alle einander wahr, und deshalb präsentiert sich ein jeder andauernd selbst, auch wenn er das gar nicht beabsichtigt. Reden oder Schweigen, Flüstern oder Dösen, Stimmlage, Körperhaltung – alles kann von den anderen als Information über die Person aufgenommen und der weiteren Kommunikation zugrunde gelegt werden oder im Gedächtnis bleiben.

Ein drittes Merkmal ist für Wissenschaft ebenfalls von ganz hoher Bedeutung: die Konfliktschwäche. Wenn gleich die Realität in einiger Hinsicht durchaus von den wissenschaftstheoretischen Beschreibungen und normativen Forderungen etwa des kritischen Rationalismus ab-

weicht, wird man nicht bestreiten, dass Wissenschaft im Vergleich zu anderen gesellschaftlichen Bereichen durch ein erstaunliches Maß an Widerspruch und Kritik auffällt. Was im Druck durchaus zu einiger Meisterschaft entwickelt werden kann und Bewunderung erregt, ist in der Kommunikation unter Anwesenden problematisch. Scharfe Gegensätze, Widerreden oder insistierende Korrekturen werden rasch peinlich, weil sie die Grenze zwischen Sache und Person bedrohen. Nicht zuletzt aus diesem Grund hat die Salonkultur des 18. Jahrhunderts ernsthafte Themen, wie etwa Wissenschaft, ausgeklammert und die Kommunikation unter den Anwesenden auf Geselligkeit umgestellt.

Freilich ist dies für wissenschaftliche Tagungen keine Lösung. Zwar sind individuelle Pazifizierungsstrategien möglich, sie stoßen sich aber am Systemimperativ: Auch durch ein Loben der anderen kann man sich der Kritik nicht entziehen. Zudem bieten auch Statusdifferenzen keine nachhaltige Hilfe.

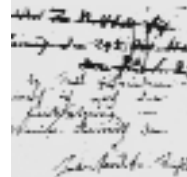
Die hohe Reputation mag ihren Träger vor allzu harscher Kritik schützen. Alle anderen können auf gründliche Vorbereitung oder auf gute Tagesform hoffen. Aber ohne ein hörbares Anböhren der Grundlagen geht es im Allgemeinen nicht ab. Nur so wird die Diskussion über den Vortrag überhaupt als Interaktion im Wissenschaftssystem kenntlich. (Kieserling, S. 174)

Damit Teilnehmer beim Erhalt einer Einladung nicht auf schlechte Stimmung, Kommunikationsabbruch und Abreisedrohungen gefasst sein müssen, ist es nötig, den polemischen Charakter der Wissenschaft zu zivilisieren.

Wie kann dies gelingen? Jean Pauls Antwort lautet: Durch den »gelehrten Schein der Mäßigung und Bescheidenheit« (Jean Paul, S. 148).

An strategisch günstigen Stellen in den Gängen hatte man Mikrophone aufgestellt, damit sich die Zuhörer in dem großen Saal verständlich machen konnten, und etliche Delegierte, die sich auf anderen Veranstaltungen nicht hatten profilieren können, nahmen die Chance wahr, vorbereitete Auslassungen über die Funktion der Kritik von sich zu geben. Die Vortragenden reagierten mit vorhersehbaren Entgegnungen. Kingfisher gähnte und schaute auf die Uhr. »Ich glaube, wir haben noch Zeit für eine Frage«, sagte er. (Lodge, S. 386)

»Die Forummitglieder scheinen Ihre Frage nicht zu verstehen, Sir. Wäre es Ihnen möglich, sie anders zu formulieren?«



Persse stand wieder auf und stiefelte unter dem erwartungsvollen Schweigen der vielköpfigen Menge zum Mikrophon. »Was ich meine, ist folgendes: Was tun Sie, wenn alle Ihrer Meinung sind?« [...] »Ich selbst habe keine Antwort. Nur die Frage.«

»Und zwar eine sehr gute Frage«, gluckste Arthur Kingfisher. (Lodge, S. 387)

Gelehrte Bescheidenheit und Mäßigung prämiieren offenbar vor allem zwei Strategien des Umgangs mit dem Widerspruch. Zum einen werden die Einwände in Fragen oder Fragen nach Alternativen gekleidet. Die Frage ist die Form zivilisierter wissenschaftlicher Kritik unter Anwesenden. Ein Übriges tun umschreibende Formulierungen.

[...] ein Gelehrter [...] sagt: er unterfange sich nicht zu behaupten, daß – oder: denk er unrecht, wenn – oder: andere mögen entscheiden ob [...] (Jean Paul, S. 148)

Zum anderen wird Kritik in lange, eigenständige Statements verpackt, denen es gar nicht darum zu tun ist, einen unmittelbaren Bezug zum Vortrag herzustellen, und die meist auch nur mühsam in den Hafen einer Frage einlaufen. Beide Kommunikationsformen geben dem auf diese Weise indirekt Kritisierten die Möglichkeit, selektiv zu agieren, zuweilen auf Missverständnis zu plädieren oder seine Aussagen näher zu präzisieren.

Schon weiteres Nachfassen könnte die Interaktion zum Konflikt werden lassen. Daran besteht aber weder ein Interesse von Seiten des Fragenden, der bald in die Rolle des Vortragenden schlüpft, noch möchte es der Redner, denn für ernst gemeinte Antworten gerade auf schwierige Fragen braucht er mehr Zeit. Schließlich wirkt auch der Moderator der Veranstaltung an der Zivilisierung mit, indem er darauf hinarbeitet, möglichst vielen Anwesenden die Chance zu eröffnen, sich mit einem Beitrag zu beteiligen und auf diese Weise als Person sichtbar und erinnerbar zu werden. – Also: Die nächste Frage, bitte!

»Was ich meine, ist folgendes: Was tun Sie, wenn alle Ihrer Meinung sind?«

»Das ist eine sehr gute Frage. Eine hoch-in-ter-es-san-te Frage. [...] Sie implizieren damit natürlich, daß den Ausschlag in der kritischen Praxis nicht die Wahrheit, sondern die Unterschiedlichkeit gibt. Wäre jedermann von Ihren Argumenten überzeugt, müßten alle dasselbe tun wie Sie, und darin läge dann keine Befriedigung. Zu gewinnen bedeutet, das Spiel zu verlieren. Habe ich recht?«

»Es hört sich plausibel an«, entgegnete Persse von unten.

»Ich danke Ihnen, meine Damen und Herren, unsere Zeit ist um.« (Lodge, S. 387)

Literatur:

D. Lodge: Kleine Welt. Eine akademische Romanze. Zürich 1996

A. Kieserling: Kommunikation unter Anwesenden. Studien über Interaktionssysteme. Frankfurt am Main 1999

Jean Paul: Vorschule der Ästhetik, in: Sämtliche Werke, Abt. 1, Band 5, Frankfurt am Main 1996